Salon
Dritteren
Griffeln 69
...spiegeln
...Einrahmungen
...Korbsen,
...Einsassen
...it bei
...ion 365.
...Anruf 401
...Sache
...der mit Rat
...Blumen-
...in garantiert
...ente!
...ntpapieren
...en
...tifte. Blei-
...empfiehlt
...sblatt.
...ge
...Blich
...jeder
...extra
...ualität
...eine
...eine.
...fs
...n 229

Der König des Dschungels.

Jagdgeschichten von W. S. Chadwick.

Der Jagdruf.

Während meines 24jährigen Aufenthalts im afrikanischen Urwald, habe ich niemals ein „donnerndes" Gebrüll des Löwen — das manche Schriftsteller erwähnen — vernommen. Der Löwe läßt abends und morgens ein langgezogenes, dumpfes Stöhnen hören, das sehr weit vernehmbar ist, aber aus fast geschlossenem Rachen kommt. Er stößt es hervor, um seine Genossen zur Jagd zu rufen. Es ist weder eine Kampfansage noch ein Donnergebrüll, sondern kann eher als Jagdgesang und Dankeshymne angesehen werden. Stört man ihn, während er auf dem Kriegspfade ist, oder wird er durch andere Löwen gereizt, so öffnet er weit seinen Rachen und gibt einen kurzen, wütenden Laut von sich, der, obwohl voller Wildheit und Drohung, dennoch nicht dem gewöhnlichen vollen Tone entspricht. Dieser Wutschrei dringt selbst in stiller Nacht kaum eine halbe Meile weit und ist also nur das Vorspiel zum Kampf. Der Löwe greift nie aus der Ferne an. Was die Deckung während des Jagens anbetrifft, bedarf er ihrer nicht, da er nur während der Nacht auf Beute ausgeht. Er sieht schärfer als das Wild, das er jagt, und sein Geruchssinn ist sogar noch feiner ausgebildet.

Meistens jagt er in Gesellschaft. Sobald eine Löwengruppe Beute entdeckt hat, lassen sich alle tief im Gebüsch nieder. Der Führer überquert die Ebene außerhalb Geruchweite, begibt sich auf die andere Seite, bis er in gleicher Höhe mit der Beute ist, und durchbricht dann mit seinem Jagdruf die Stille der Nacht. Die erschreckte Herde stürzt in entgegengesetzter Richtung davon und fällt den verborgenen Jägern unrettbar zum Opfer.

Im Schweigen der Nacht.

Wenn aber der Löwe allein jagt, so arbeitet er in tiefstem Schweigen, was viel erschreckender und gefahrvoller ist als das „Donnergebrüll", das nur in der Einbildung der Menschen lebt. Auch die Meinung, der Löwe sei völlig furchtlos, ist falsch, denn wäre es der Fall, so gäbe es wohl kaum einen Schwarzen in Afrika. Der Löwe, der einmal seine Furcht verloren hat, wird zum Menschenfresser schlimmster Sorte.

Ein Fall, der sich während des Eisenbahnbaues zwischen Broken Hill und der Kongogrenze zutrug, beweist die Wagehalsigkeit und Entschlossenheit des menschenfressenden Löwen. Ein Weißer, der bei diesen Arbeiten beschäftigt war, besaß ein Zelt, das in unmittelbarer Nähe einiger anderer Zelte stand, und teilte es mit einer Reihe von Hunden. Eines Nachts schlief er ein und ließ eine Hand über den Bettrand hängen. Plötzlich wurde sie von einem scharfen Zahn gepackt. Der Mann wachte auf und sah einen gewaltigen Löwen neben seinem Feldbett stehen. Um nicht vom Bett gezogen zu werden, stieß er mit der anderen Hand gegen den Kopf des Löwen. Im selben Augenblick wurde auch diese Hand gepackt und zermalmt. Durch die Angstschreie waren die anderen in den Nachbarzelten wachgeworden, und die hastig zur Flamme entfachten Zeltfeuer erschreckten den Löwen, so daß er davon rannte. Dem fliehenden Tiere wurde ein Schuß nachgesandt, der — wie sich am nächsten Morgen herausstellte — gut getroffen hatte, denn man fand den Löwen bald und tötete ihn. Die Hunde im Zelte waren feige und ohne das geringste Warnungszeichen davon gerannt. Ich habe es oft erlebt, daß edle und sonst sehr mutige Hunde, sobald sie den Geruch des Löwen spüren, zu winseln anfangen und Schutz suchen.

Auf Schleichwegen.

Als ich vor Jahren zwischen Quando und Okavango jagte, ritt ich auf einem alten Maultier in Begleitung einiger Eingeborenen, um für das Lager einen geeigneten Platz zu finden. Gewöhnlich band ich das Maultier mit einer langen Lederleine an einen Baum und ließ mein Zelt etwa 20 Yard davon entfernt aufschlagen. Um das Maultier völlig zu sichern, pflegte ich eine Laterne über ihm an einem Zweige aufzuhängen, während die Boys in der Nähe schliefen.

Eines Nachts wurde ich durch zwei Eingeborenenhunde geweckt, als sie versuchten, sich unter meinem Bett zu verstecken. Ehe ich noch wußte, was geschah, hörte ich eine Stimme flüstern: „Herr, ein Löwe hat das Maultier umgebracht."

Ich glaubte schon lange nicht mehr an das „Donnergebrüll" des Löwen und nahm diese Meldung als richtig entgegen. Indem ich, das geladene Gewehr in der Hand, vorsichtig ins Freie trat, konnte ich im Laternenschein die Stelle sehen, wo das Maultier gestanden hatte. Aber nur ein Stück Lederriemen hing vom Baum herab. Da ich glaubte, das Tier habe sich losgerissen und sei, vom Löwen verfolgt, davon gerannt, fragte ich meinen Boy, ob er sicher wisse, daß unser Maultier tot sei.

„Master", erwiderte er, „wir hörten, wie etwas Hartes auf den Boden schlug, und wachten dadurch auf. Als wir Umschau hielten, sahen wir nur den Löwen und die Beine des Maultieres, wie sie in die Luft stießen. Der Löwe hat das Tier mitgenommen."

Es dauerte eine halbe Stunde, bis wir reichlich Gras und trockenes Kienholz zusammen gebracht hatten; dann folgten wir vorsichtig den Spuren des Löwen. Wir waren vielleicht nur 50 Meter gegangen, als wir einen scharfen, kurz vibrierenden Laut vernahmen, der uns sofort Halt machen ließ. Und plötzlich, etwa zwanzig Meter vor uns, konnte ich ein Paar leuchtender, zornglühender Augen erkennen.

In unserer Nähe standen einige ausgetrocknete Grasbüschel, die ich anzuzünden befahl. Darnach hieß ich sie sich zurück ziehen. Meinem Befehl kam alles schnell und bereitwillig nach, und das Gras fing in wenigen Augenblicken Feuer. Im Schein der Flammen sah ich, wie der Löwe sich erhob und verärgert in das Licht starrte. Dann ließ er ein wildes Grollen hören, packte den Leichnam des Maultieres und wollte sich davon machen.

In diesem Augenblick ließ ich mich aufs Knie nieder und feuerte in aller Hast. Meine Kugel verfehlte ihr Ziel, doch ließ der Löwe seine Beute fallen und schaute sich nach mir um. Der nächste Schuß fällte ihn. Vergebens versuchte er, sich wieder zu erheben. Als er völlig ruhig lag, näherten wir uns vorsichtig und löschten die Flammen aus. Meine Kugel war ihm in den Rachen gedrungen, ein Glückstreffer, denn ein verwundeter Löwe zur Nachtzeit gehört keineswegs zu den Annehmlichkeiten des Dschungeldaseins. Wie gewöhnlich hatte der Löwe dem Maultier das Genick umgedreht, ehe es auch nur einen Laut von sich geben konnte.

Ein eigentümliches Jagderlebnis hatte ich in Portugiesisch Ost-Afrika, als ich einen Löwen am hellen Tage bei seinem Frühstück überraschte und nur eine Schrotflinte trug. Als ich gerade einen kleinen Abhang hinauf gestiegen war, sah ich mich in etwa 20 Schritt Entfernung einem Löwen gegenüber, der seinen Kopf in dem Eingeweide einer Antilope vergraben hatte und hungrig fraß. Er mußte mich gehört oder gerochen haben, denn er hob seinen Kopf, und ich sah zugleich eine riesige, bluttriefende Mähne. Er verzog seine Lippen zu einem Knurren und zeigte mir dabei ein nicht zu verachtendes Gebiß. Ich hatte zwar davon gehört, daß Löwen durch Schrotflinten erlegt worden waren, besaß aber nicht hinreichendes Vertrauen zu der Wahrheit solcher Erzählungen. Im Gegenteil, ich hätte mich in weiter Ferne wohler gefühlt. Ich hütete mich wohlweislich, ihm meinen Rücken zuzukehren, sondern beobachtete ihn scharf. Nach zwei oder drei bedauernden Blicken auf seine Mahlzeit und dann auf mich, gab er ein warnendes, mahnendes Knurren von sich, sprang über seine Beute hinweg und verschwand. Offenbar war sein Appetit, als ich erschien, bereits hinlänglich gestillt gewesen.

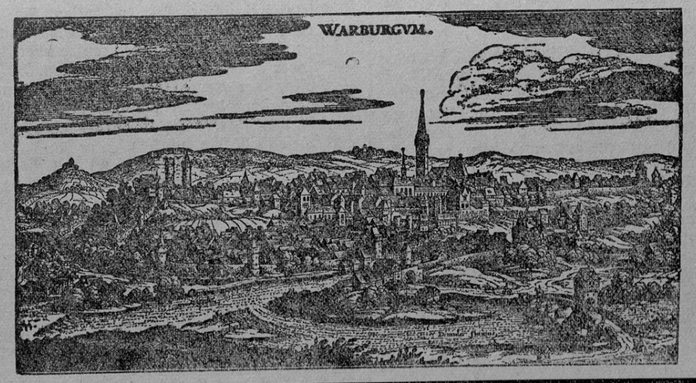
Löwe gegen Löwe.

Ein anderes Abenteuer zeigte mir zum ersten und einzigen Male einen Kampf zwischen zwei Löwen. Es war in Angola, wo ich vom Rande des Waldes auf einer Lichtung eine Löwengruppe erblickte. Die Löwin spielte mit zwei Jungen und wälzte sich vergnügt auf dem Rücken, während zwei männliche Löwen langsam auf und ab schritten und gelegentlich ein kurzes Gebrüll ausstießen.

Plötzlich näherte sich der kleinere der Löwen der Mutter und legte seine Pfote auf sie. Im selben Augenblick sprang der größere hinzu, und ein wilder Kampf entspann sich zwischen beiden, dem die Löwin mit den Jungen in aller Ruhe zusah. Eine Minute später hinkte der kleinere Löwe davon.

Als ich später den Kampfplatz besichtigte, konnte ich an den hinterlassenen Blutspuren den tödlichen Ernst des Kampfes ermessen. Solche Schlachten werden wahrscheinlich stets ausgefochten, wenn es um die Eroberung eines Weibchens oder der Beute geht. In diesem Falle war es offenbar eine Liebesaffäre.

Warburger Warte



Beilage zum Warburger Kreisblatt
Erscheint zweimal wöchentlich
Druck u. Verlag des Warburger Kreisblattes

Geeignete Beiträge willkommen.
Nachdruck der Originalbeiträge verboten.
Schriftleiter: Paul Quick, Warburg.

Nr. 31 | 17. April 1929 | 4. Jahrgang

Vicky Van

Kriminalroman von E. Floquet-Grohs

Copyright by Marie Brügmann, München.

8. Fortsetzung

Am nächsten Morgen, beim Frühstück, erwähnte ich nichts von meinen nächtlichen Erlebnissen.

„Paß' auf, Winnie!" sagte ich. „Glaubst du, daß deiner Freundin Miß Crowell die Stelle einer Sekretärin bei Mistreß Schuyler zusagen würde?"

„Oh! Ausgezeichnet!" rief Winnie. „Braucht Mistreß Schuyler eine solche?"

„Ja, und sie möchte sie sofort haben. Nach allem, was du von Miß Crowell erzählt hast, glaube ich, daß sie gerade die Richtige wäre. Kannst du sie telephonisch erreichen?"

„Gewiß, aber nicht so früh! Ich werde sie um zehn Uhr anrufen!"

„Gut, tu' das! Ich glaube, Mistreß Schuyler wird ein entsprechendes Gehalt bezahlen, wenn sie in Miß Crowell die richtige Sekretärin findet. Deine Freundin ist wohlerfahren?"

„O ja", beteuerte Winnie, „und ich bin sicher, daß sie gern hingehen wird! Jede Sekretärin wäre froh, in dieses Haus zu kommen."

„Ob auch gerade jetzt?" bemerkte Tante Luzie. „Die Unmenge von Arbeit muß furchtbar sein!"

„Eine Zeitlang wird die Arbeit schwer sein!" gab ich zu. „Aber sie hat nur für Mistreß Schuylers persönliche Korrespondenz und Angelegenheiten zu sorgen. Ich meine, die beiden anderen Damen würden ihre Dienste nicht in Anspruch nehmen."

„Nun gut!" sagte Winnie. „Ich werde alles Nötige mit Edith Crowell besprechen, und wenn sie selbst nicht gehen kann, will ich sie bitten, jemand anderen zu empfehlen. Soll ich sie heute hinschicken?"

„Ja, sobald sie kann! Und laß es mich wissen — rufe mich gegen Mittag im Bureau an."

Winnie versprach es, und ich ging weg; mein Kopf schwirrte mir von den verschiedensten Angelegenheiten, die ich zu besorgen hatte.

Ich dachte nicht mehr an die Sekretärin, bis Winnie mir gegen Mittag telephonisch sagte, daß alles in Ordnung sei. Ich dankte ihr und vergaß die Sache sofort wieder.

So kam es, daß, als ich an jenem Abend heimkehrte, mich eine große Ueberraschung erwartete.

Winnie erschien lächelnd zum Speisen, und sah ziemlich erregt aus.

„Was gibt's, Kind?" fragte ich.

„Du wirst vermutlich große Augen machen, wenn ich dir sage, was für eine Stellung ich angenommen habe!", rief Winnie.

„Sag' es gerade heraus, Engelskind! Leg' deiner Ungeduld keinen Zwang auf!"

„Nun, nimm gefälligst zur Kenntnis, daß ich den Posten einer Sekretärin bei Mistreß Schuyler angenommen habe."

„Winniefred Elisabeth Calhoun! Wirklich?"

„Ich dachte mir, daß es dich interessieren würde", sagte sie, und setzte ihr Mittagessen fort.

Ich blickte auf Tante Luzie, die mit resignierter Miene dasaß.

„Was meint sie denn?" fragte ich.

„Es ist so, wie sie dir eben sagte", versetzte Tante Luzie; „aber nur für ein paar Tage. Miß Crowell —"

„Laß mich erzählen, bitte!" unterbrach Winnie. „Es ist meine Angelegenheit! Siehst du, Chet, Edith Crowell brennt darauf, die Stelle zu bekommen, und wird sie gern annehmen, aber sie kann sich vor Anfang nächster Woche nicht freimachen. Sie möchte diese Gelegenheit nicht verpassen; deshalb ging ich hinüber und sagte es Mistreß Schuyler. Und da sie gerade überschwemmt war mit Briefen, Telegrammen, Telephonanrufen, Besuchen, und weiß Gott, was noch allem, bot ich mich an, ihr zu helfen, bis Edith eintreten kann. Und sie war so dankbar — oh, ich glaube, sie ist ein ganz entzückendes Geschöpf. Ich habe nie jemand gesehen, den ich auf den ersten Blick so sehr liebte und bewunderte."

„Sie ist reizend", gab ich zu; „aber was für ein verrückter Plan, Winnie! Wie hast du Tante Luzie überredet, zuzustimmen?"

„Ich habe es zustande gebracht", antwortete Winnie, und nickte schlau mit ihrem klugen Köpfchen.

Ich begriff sofort, daß Tante Luzie durch die Schilderung der Pracht und Eleganz einen tiefen Eindruck

empfangen hatte; auch bemerkte ich, daß Winnies Erzählungen von dem stattlichen Hause und den aristokratischen Leuten einen starken Einfluß auf die Ansichten unserer Tante ausgeübt hatten.

So zog ich mich denn nach Tisch befriedigt in die Bibliothek zurück, um dort gemütlich zu rauchen, und ließ mir von Winnie alles genau erzählen, was sich im Laufe dieses Tages zugetragen hatte.

„Oh, es war schauerlich!“ rief Winnie aus. „Ich war teils am Schreibpult in der Bibliothek, teils in Mistreß Schuylers Boudoir beschäftigt. Sie war sehr freundlich gegen mich, aber ganz zerfahren; doch das wundert mich nach all dem Vorgefallenen nicht. Die Leute der Bestattungsunternehmung gingen aus und ein, und die beiden alten Jungfern — seine Schwestern — erschienen alle Augenblicke. Sie können, wie ich bemerkte, Mistreß Schuyler gar nicht leiden, doch das beruht auf Gegenseitigkeit. Sie sind ja ganz höflich gegeneinander; aber man kann sehen, daß es grundverschiedene Charaktere sind. Ich habe Mistreß Schuyler bei weitem lieber, aber immerhin ist etwas Imponierendes an den alten Damen. Sie sind Schuylers, und stammen auch von Saltonstalls und weiter zurück von Cabots ab, glaube ich.“

„Und welcher Familie entstammt Mistreß Schuyler?“ fragte ich, als Winnie eine Pause machte, um Atem zu schöpfen.

„Das weiß ich nicht. Ich erfuhr nur, daß sie Ellison hieß, ehe sie heiratete; aber die Schwestern Schuyler ziehen sie in Familienangelegenheiten gar nicht zu Rate, wohl aber in Toilettenfragen. Denn darauf versteht sie sich gut. Ach, Chet, sie hat sich die entzückendsten Sachen bestellt, trotzdem es Trauertoiletten sind. Und, denke dir nur, Mistreß Schuyler trägt nie andere Juwelen als Perlen! Es ist vielleicht nur eine Laune, weißt du, oder vielleicht war es ein Wunsch ihres Gatten, aber jedenfalls hat sie Unmengen von Perlen und gar keine Edelsteine.“

„Hat sie dir das gesagt?“

„Ja, nur so gesprächsweise, ohne etwa zu prahlen. Sie ist die bescheidenste, liebenswürdigste Dame, die ich je gesehen habe. Ich liebe sie geradezu! Ich beantwortete eine Menge Briefe für sie, und die Art und Weise, wie ich es tat, gefiel ihr sehr, und ich selbst gefiel ihr vermutlich auch; denn sie sagte, sie hoffe nur, Miß Crowell würde ihr ebensogut passen.“

„Weiß sie, daß du meine Schwester bist?“

„Natürlich! Aber deshalb gefalle ich ihr nicht, du eingebildeter Mensch, du! Doch, ich muß zugeben, daß du ihr auch gefällst, Chet. Sie sagte, du wärest nicht nur gütig, sondern auch hervorragend intelligent. Nein, sie benutzte nicht gerade diese Worte, aber ich reimte mir so den Sinn zusammen.“

„Wurde viel gesprochen über den ganzen Vorfall — Winnie?“

„Du meinst über den Mord?“ Winnies klare Augen zuckten nicht im geringsten bei diesen Worten; „nein, ich hörte nicht viel davon. Aber Mistreß Schuyler war nicht die ganze Zeit im Zimmer. Ich weiß nur, daß Mister Lowney — ist das nicht der Detektiv? — ein- oder zweimal dort gewesen ist.“

„Hast du sonst noch jemand gesehen?“

„Nur einige von den Dienstleuten! Mistreß Schuylers Stubenmädchen, die Tibbetts heißt, ist so, wie man sie in englischen Romanen beschrieben findet: eine nette, mütterliche Frau, mit grauem Haar und einer schwarzen Seidenschürze. Sie gefiel mir, während mir das Mädchen der alten Schwestern gar nicht gefallen hat.“

Ich wollte gern aus allen nur möglichen Nebensächlichkeiten Schlüsse auf die ganze Affäre ziehen, und daher zollte ich Winnies detaillierten Erzählungen die größte Aufmerksamkeit.

Die Untersuchung.

Die Voruntersuchung war im Gange. Im Bureau des Untersuchungsrichters wurden Verhöre vorgenommen, um herauszufinden, wer für den Tod Randolph Schuylers verantwortlich war. Das Begräbnis des reichen Mannes hatte stattgefunden, das Testament war geöffnet worden; und nun erwartete das Publikum neue Sensationen von dem Vorgehen der Polizei, die das Verbrechen klarstellen und den Täter ermitteln sollte.

Viele freiwillige Zeugen hatten sich gemeldet, die weitere Informationen über Viktoria van Allen geben konnten, aber keiner von ihnen wußte über ihre Verwandtschaft oder Herkunft mehr als ich selbst.

Einige der Leute wurden zur Zeugenaussage aufgefordert, aber die meisten berief man erst gar nicht zu Gericht, weil ihre Aussagen voraussichtlich weder belastend noch wesentlich sein würden.

Ich hatte kein Verlangen, all den Voruntersuchungen zu folgen; aber ich wünschte der Eröffnung des Verhörs beizuwohnen, um zu erfahren, wie der Fall behandelt werden würde.

Doktor Remson sprach von seiner Untersuchung der Leiche Mister Schuylers, und bestätigte, daß der Tod tatsächlich sofort eingetreten sein mußte infolge eines einzigen Stiches mit dem kurzen, scharfen Messer. Dieses Messer wurde vorgelegt. Es war sorgfältig aufbewahrt und photographiert worden, da es schwache Fingerspuren am Heft zeigte, die möglicherweise Abdrücke von den Fingern des Mörders sein konnten.

Der Lieferant Fraschini sprach von seinem Auftrage für das Essen, und bemerkte, daß er seine besten und verläßlichsten Kellner geschickt hatte, um bei dem Fest zu servieren.

Luigi, der Oberkellner, wiederholte seine Geschichte, die ich schon vorher vernommen hatte; aber trotzdem hörte ich mit tiefstem Interesse zu, und da die Wahrheit seiner Erzählung verbürgt schien, blieb kein Zweifel mehr an Vicky Vans Schuld.

Ich sagte natürlich nichts davon, daß ich sie ihre Post aus dem Briefkasten hatte holen sehen, und auch das Telephongespräch mit ihr verschwieg ich. Wenn das Gesetz oder das Gericht es verlangte, würde ich diese Informationen geben; aber augenblicklich wartete ich die weitere Entwicklung der Dinge ab.

Vicky hatte mir ihren Briefkastenschlüssel geschickt; ich erhielt ihn pünktlich durch die Post zugestellt. Der flache, kleine Schlüssel kam in einem gewöhnlichen Briefe an.

Aber Luigis Erzählung erfüllte mich mit den ärgsten Befürchtungen, als ich sie nochmals hörte. Ohne Zweifel hatte er Vicky gerade in dem kritischen Augenblick gesehen, als sie sich über das Opfer beugte und ihr Kleid mit Blutflecken besudelte. Es blieb kaum mehr eine Möglichkeit für ihre Schuldlosigkeit. Wäre ein anderer der Mörder gewesen, und Vicky hätte es gewußt, so würde sie sich gegen jeden Verdacht aufgelehnt und den Schuldigen angeklagt haben. Aber alle Gäste waren im Wohnzimmer gewesen; es war keiner darunter, der nicht sein Alibi hätte nachweisen können. Wenn Luigi selbst oder ein anderer der Leute des Lieferanten die Tat vollbracht hätte, wäre Vicky nicht weggelaufen; das wäre sinnlos gewesen, und so konnte ich nur an ihre tatsächliche Schuld glauben.

Die Geschworenen schienen derselben Meinung zu sein. Sie hörten dem Italiener ernst zu, und ihre Gesichtszüge zeigten deutlich, was sie dachten.

Dann kamen die Gäste an die Reihe. Einer nach dem anderen erzählte die Geschichte. Alle kannten Vicky ziemlich gut als ein liebenswürdiges Geschöpf; alle konnten sie gut leiden, sie war ihnen eine liebe Freundin, und sie erfreuten sich ihrer entzückenden Gastfreundschaft; viele gaben Beispiele von Vickys gütigem Herzen und ihrer stets hilfsbereiten Hand. Nicht selten hatte sie ihren Freunden finanziell oder auf andere Weise geholfen. Alle berichteten übereinstimmend, daß sie niemals eine niedrige oder unaufrichtige Handlung von ihr beobachtet, ein unfreundliches oder boshaftes Wort von ihr gehört hätten.

Cassie Weldon half uns ein wenig weiter, indem sie zögernd zugab, daß sie flüchtig gesehen hätte, wie jemand die Treppe hinaufgelaufen sei, gerade bevor der Kellner gekommen sei und um Hilfe gebeten habe.

„Wie konnten Sie vom Wohnzimmer aus die Treppe sehen?“ fragte der Richter voll Interesse.

„Ich stand in der Nähe der Tür. Ich sah nicht in die Halle hinaus; aber ich fühlte, daß etwas die Treppe hinaufhuschte. Ich achtete natürlich nicht darauf, aber ich bin meiner Sache sicher.“

„War es ein Mann oder eine Frau?“

„Eine Frau! Das heißt, ich hörte ein Rauschen wie von Frauenkleidern; aber ich kann nicht sagen, ob es Miß van Allen war. Nicht einmal die Farbe des Kleides konnte ich erkennen. Ich sah nur einen flüchtigen Schatten, der um die Ecke huschte und dann die Treppe hinaufflog. Es kann auch eine Fremde gewesen sein.“

„Sie denken, daß sich eine Frau eingeschlichen haben könnte?“

„Das weiß ich nicht! Ich kann nur soviel sagen: Es lief jemand die Treppe hinauf. Mehr als das habe ich nicht wahrgenommen!“

„Es muß Miß van Allen gewesen sein!“ sagte der Richter mit Entschiedenheit. „Hätte eine Fremde Mister Schuyler erstochen, so hätte Miß van Allen keinen Grund gehabt, zu verschwinden. Wenn also Miß van Allen die Treppe hinaufgelaufen ist, dann kann sie nur zu den oberen Räumen entflohen sein. Gibt es eine Tür auf das Dach?“

Das wußte man nicht, denn niemand hatte bisher daran gedacht, daß Vicky auf diese Art entkommen sein konnte.

Mir erschien diese Idee lächerlich. Eine Frau in großer Toilette durch die Dachluke entfliehen? Wohin? Nicht in ein Nachbarhaus, denn Vicky Van kannte niemand aus der Nachbarschaft, das hatte ich sie selbst sagen hören. Und wäre sie in ein fremdes Haus gekommen, um Schutz zu suchen, wie hätte das so lange unbekannt bleiben können?!

Jedenfalls gab der Detektiv Lowney sogleich Befehl, die Sache zu untersuchen; dann wurde die Verhandlung fortgesetzt. Ariadne Gale eingehend darüber befragt, wieso sie dazu kam, das Bild in Randolph Schuylers Uhr zu sehen; sie erklärte, er hätte es ihr gezeigt, während er mit ihr gesprochen habe. „Wir plauderten, und ich neckte ihn ein wenig wegen seines würdigen und ehrfurchtgebietenden Auftretens. Da lachte er, und zeigte mir das Bild in der Uhr. Es stellt ein kleines Chormädchen dar, mit dem er am Abend vorher gegessen hatte. Während wir noch scherzten, wurde er gerufen, um Miß van Allen vorgestellt zu werden.“

„Sie glauben, daß sich Vicky Van und Schuyler vorher nie getroffen hatten?“

„Ich bin überzeugt davon. Sie schauten einander mit der förmlichen Höflichkeit von Fremden an. Ich kenne Miß van Allen gut! Sie kann nicht heucheln. Ich bin sicher, daß sie diesen Mann mit keinem Blick vorher gesehen hat; sie kann ihn einfach nicht getötet haben!“

Ariadnes weitere Aussagen ergaben ebensowenig Wesentliches als die der anderen Gäste der Gesellschaft jenes Abends, ausgenommen Mistreß Reeves, welche über Vickys Privatleben mehr wußte, als irgend jemand von uns; doch auch ihre Auskünfte waren ziemlich belanglos.

Sie hatten sich zum ersten Male bei einem Künstlerabend Miß Gales getroffen, und gleich aneinander großen Gefallen gefunden.

„Und wo haben Sie die Dame kennengelernt, Miß Gale?“ fragte der Untersuchungsrichter weiter.

„Sie stattete in meinem Atelier einen Besuch ab, um meine Bilder zu besichtigen“, war die Antwort. „Sie bewunderte sie und kaufte auch eins; meine Arbeiten interessierten sie so sehr, daß sie zwei-, dreimal kam; ich lud sie dann gelegentlich zu einer kleinen Ateliergesellschaft ein. Sie befreundete sich rasch mit den anwesenden Gästen, und forderte alle auf, sie zu besuchen. Ich war vor zwei Jahren zum ersten Male bei ihr.“

„Ich auch“, warf Mistreß Reeves ein, „und seither bin ich häufig dort gewesen; und so oft ich Vicky sah, gefiel sie mir besser. Doch sie hatte immer etwas Geheimnisvolles an sich. Ich gestehe, daß ich einige Male versucht habe, etwas über ihr früheres Leben zu erfahren; doch sie wich stets meinen Fragen aus und wußte geschickt das Gesprächsthema zu wechseln. Aus zufälligen Bemerkungen glaube ich entnehmen zu können, daß ihre Heimat irgendwo im Westen gelegen ist.“

„Eine recht unbestimmte Angabe!“ bemerkte Richter Fenn.

„Leider ist das alles, was ich weiß.“

(Fortsetzung folgt)

Vom Schnupfen, Riechen und Falschriechen.

Von Dr. med. Georg Kaufmann-Dresden.

Der Geruch ist ein beim Kulturmenschen etwas vernachlässigter Sinn. Wir brauchen ihn nicht mehr zum Aufsuchen von Nahrung, und nur in besonderen Fällen dient er uns zur Wahrnehmung von Gefahren. Wir staunen dagegen über die feine Witterung vieler Tiere und glauben, daß wir Menschen mit Hilfe von Auge und Ohr und unter Mitwirkung unserer höheren Intelligenz imstande sind, die Minderwertigkeit unseres Geruchssinnes auszugleichen. Ueberdies fallen uns meist nur die unangenehmen Gerüche auf; auch mancher Wohlgeruch wird von vielen Menschen als unangenehm empfunden, wenn er zu stark auftritt. Und doch ist der völlige Ausfall des Geruchs auch für den Menschen recht unangenehm. Man empfindet das vor allem bei einem starken Schnupfen, der nicht selten, meist wenn er eine chronische Form annimmt, zu fast völliger Geruchsunfähigkeit führt. Am meisten klagen die kochenden Hausfrauen über einen solchen Ausfall. Er wirkt auch auf die Geschmacksempfindung ein und kann bedenklich werden, wenn es zum Beispiel nicht mehr gelingt, ausströmendes Leuchtgas zu bemerken.

Es gibt eine lange Reihe wissenschaftlicher Untersuchungen über Ausfall und Störung des Geruchssinnes sowie über den normalen Riechvorgang. Die sogenannten Riechzellen finden sich ausschließlich in den oberen Teilen der Nasenschleimhaut, und zwar sowohl an den Seitenwänden als auch an der Nasenscheidewand. Diese Sinneszellen tragen feinste kleine Härchen und sind mit einem zähen Schleim bedeckt. Alle riechbaren Stoffe sind mehr oder weniger in Wasser löslich und werden von dem Schleim der Riechzellen aufgenommen. Dies geschieht durch die feinen Härchen. In den Zellen werden die Riechstoffe vermutlich noch in einer fettartigen Substanz gelöst, so daß also zwei Lösungsmittel in Betracht kommen. Hierbei spielt sich ein chemischer Vorgang ab, der einen Reiz auf die feinen Fasern der Geruchsnerven ausübt. Dieser Reiz pflanzt sich durch die Nervenfädchen, die durch feine Knochenöffnungen nach oben ins Schädelinnere treten, bis in das nervöse Zentrum der Geruchssphäre des Gehirns fort, wird hier wahrgenommen und dem Bewußtsein zugänglich gemacht.

Es ist verständlich, daß durch eine Erkrankung der Nasenschleimhaut oder durch Verstopfung der Nase die Geruchswahrnehmung erschwert werden kann. Dadurch tritt aber nicht nur Geruchlosigkeit sondern unter Umständen auch eine Art Falschriechen auf. Der chemische Prozeß bei der Lösung der Riechstoffe verläuft unter krankhaften Verhältnissen anders und führt dementsprechend zu falschen Geruchswahrnehmungen. Es kommt dann dazu, daß man sich über den Ursprung des Geruches täuscht. Nach Heilung des Schnupfens tritt die normale Riechfähigkeit meist wieder ein. Ist dies nicht der Fall, so handelt es sich entweder um eine erhebliche Dauerschädigung der Geruchszellen oder um nervöse Reizvorgänge in der Nasenschleimhaut. Diese Störungen sind dann nicht durch örtliche Nasenbehandlung zu beheben, sondern müssen durch eine Suggestions- oder andere psychische Behandlung angegangen werden.

Die Riechfähigkeit der gesunden Nase ist übrigens viel größer, als man im Allgemeinen denkt. Die meisten Menschen sind wenig empfänglich für Geruchseindrücke, weil sie nicht darauf achten. Wer aber diesen Sinneswahrnehmungen größere Aufmerksamkeit entgegen bringt, wird sehr feine Unterschiede bemerken können. Viele Stoffe sind in allerfeinsten Verdünnungen, bei denen ein chemischer Nachweis nicht mehr gelingt, noch durch den Geruch wahrnehmbar. Unser Geruchsorgan ist aber noch nicht ganz verkümmert. In Verbindung mit anderen Sinnesorganen vermittelt es wichtige Eindrücke und Wahrnehmungen, die durchaus Beachtung verdienen.